

Zeitschrift: Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA
Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heimwesen
Band: 62 (1991)
Heft: 12

Artikel: Vom Geheimnis des Wortes : das menschengewordene Gotteswort : (eine Weihnachtsbetrachtung)
Autor: Mattmüller, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-810424>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.06.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das menschengewordene Gotteswort

(Eine Weihnachtsbetrachtung)

Von Peter Mattmüller

Im Anfang war das Wort,
und das Wort war bei Gott,
und Gott war das Wort.
Dasselbe war im Anfang bei Gott.
Alle Dinge sind durch dasselbe gemacht,
und ohne dasselbe ist nichts gemacht, was gemacht ist.
In ihm war das Leben,
und das Leben war das Licht der Menschen.
Und das Licht scheint in der Finsternis,
und die Finsternis hats nicht begriffen.

...
Und das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns,
und wir sahen seine Herrlichkeit,
eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater,
voller Gnade und Wahrheit.

...
Er kam in sein Eigentum,
und die Seinen nahmen ihn nicht auf.
Wie viele ihn aber aufnahmen,
denen gab er Macht, Gottes Kinder zu heissen,
die an seinen Namen glauben.

Joh. 1, 1-5; 14; 11, 12

(Nach der Übersetzung von Martin Luther)

Das ist ein schweres Wort, hart, wie in Stein gehauen. Wohl haben spätere Übersetzer versucht, dasselbe etwas zu mildern, der menschlichen Vernunft etwas zugänglicher zu machen. Und doch – so scheint uns – ist es keinem von ihnen gelungen, die Sache Gottes mit den Menschen so eindeutig, so klar, in ihrem ganzen Ernst wiederzugeben, wie Martin Luther es hier tut.

Woran aber mag es liegen, dass uns dieses Johanneswort so schwer zugänglich und letztlich doch einfach nicht nachvollziehbar ist? *Wie kommt es, dass so manches Bibelwort in uns nicht anzuklingen, nicht weiter zu schwingen vermag, ja dass es häufig gar nicht bei uns ankommt?* Auf diese Frage gibt uns der Denker Max Picard eine Antwort, wenn er uns darauf hinweist, *dass der Mensch die volle Wahrheit nie zu fassen, auch nie in Worte zu fassen vermag*, und dass er den Raum des Wortes, der nicht ganz mit der Wahrheit angefüllt ist, mit der Traurigkeit, mit der Sehnsucht nach der letzten Wahrheit ausfüllt. Und ist es nicht so, dass wir diese Sehnsucht doch eigentlich lieben, dass sie zu unserem Wesen gehört, dass sie einen wesentlichen Anteil am Wunder der Sprache hat, und dass wir sie darum nicht preisgeben möchten?

Hier aber, in diesem Johanneswort, tritt uns das Gotteswort, in menschliche Sprache gefasst, in seiner vollen, uns unbegreiflichen, ja unerträglichen Wahrheit entgegen. Was mochte Gott bewogen haben, dieses Wagnis einzugehen – das Wagnis, seine Vollkommenheit, die ganze Fülle seines Wesens in menschliche Worte zu kleiden, sich unserer Sprache so ganz anzuvertrauen? Ist es denn überhaupt denkbar, dass das Menschenwort in seiner Endlichkeit Gott, den Unendlichen, zu fassen vermöchte? – Und dann diese unbegreifliche Gleichung: Dieses Gotteswort ist zugleich Person. Das schöpferische Wort in Gottes Mund, das alles und also auch uns, den Menschen mit seiner Sprache, mit seinem

Menschenwort geschaffen hat, ist zugleich Gottes Sohn, ist Christus, der Menschengewordene. Wer kann das fassen? Wo bleibt hier unser Erkennen, unser Verstehen, wo unsere Antwort auf dieses Wort von Gott?

Ob wohl der Theologe Karl Barth auf diese Fragen eine Antwort gefunden hat, wenn er sagt, dass uns hier nicht das Erkennen, sondern das Anerkennen geboten sei? Es gilt hier also, nicht da stehen zu bleiben, wo unser Erkennen stehen bleibt und nicht mehr mitkommt, sondern anzuerkennen, *dass es Dinge gibt, die wir nicht erkennen können, und letztlich anzuerkennen, dass das so gut ist*. Und sollten wir in den tiefsten Regungen unseres Herzens doch immer wieder jener uralten menschlichen Versuchung erliegen, gleich zu sein wie Gott, so liegt doch darin etwas Tröstliches, zu wissen und anzuerkennen, dass über unserem Leben ein Höheres, Mächtigeres steht und wirkt – ER, der ganz Andere, der anders ist als wir.

Und nun geschieht gerade hier, am Ort dieser völligen Unvereinbarkeit zwischen Gott und den Menschen das ganz Unerwartete, das eigentlich Weihnachtliche, das, was diese eine Nacht in der Mitte der Zeit weht:

Gott anerkennt auch uns

Nicht sollen wir Gott in seiner Grösse, in seiner Macht, in seinem Anderssein anerkennen. Gott tut – erstaunlicherweise – an Weihnachten auf seine Weise dasselbe mit uns. Er anerkennt den Menschen, so wie er ist, in seiner Fragwürdigkeit, seiner Unzulänglichkeit und Bedürftigkeit, in seinem Sehnen nach der vollen Wahrheit, ja sogar in seinem Streben, gleich zu sein wie Gott. In alledem nimmt er uns ernst, bis hin zu unseren Verstehensschwierigkeiten und auch darin, dass wir ihm unsere Anerkennung immer wieder versagen. – Und nun bleibt Gott bei dieser grundsätzlichen Anerkennung des Menschen nicht stehen. Er tut an Weihnachten noch einen weiteren, den letztmöglichen Schritt: Gott wird in Christus selber Mensch. Er identifiziert sich mit unserem Menschsein, wird geboren, wie ein Mensch geboren wird und lebt und stirbt, wie wir Menschen leben und sterben. Er erklärt sich in Christus solidarisch mit uns, zählt sich zu uns, wird einer der Unseren und nimmt die Last unseres Menschseins bis in ihre letzten Konsequenzen auf sich . . .

. . . und die Seinen nahmen ihn nicht auf

Liegt nicht in diesem einen Wort des Johannesprologs die ganze Schwere unseres Menschseins, unsere Schwierigkeit, Gott nicht nur in seinem Anderssein, sondern auch in seinem Gleichsein mit uns, im menschengewordenen Gotteswort anzuerkennen und bei uns aufzunehmen? Ist das Zweite wohl gar noch schwieriger als das Erste? Wie sollte es denn möglich sein, Gott als einen der Unseren anzunehmen? Wie könnte es denn möglich werden, ihm in

seinem Menschsein zu begegnen, ihn in unserem Hause recht zu empfangen, ganz aufzunehmen?

Diese Frage hat sich auch der Schuster Martin in Tolstois Erzählung «Wo die Liebe ist, da ist auch Gott» gestellt. Da sass er nun schon seit Wochen, Abend für Abend im Schein der Petrolampe über seinem Neuen Testament, bewegt von der Frage, wie er wohl Christus aufnehmen würde, wenn er nun wirklich einmal bei ihm einträte. Und er kam nicht. – Eines Abends aber hörte er hinter sich ganz deutlich die Worte: «Martin! Schau morgen auf die Strasse hinaus, ich werde kommen!» Vor freudiger Erregung schlief er kaum in dieser Nacht, stund morgens zeitig auf und setzte sich an seine Schusterarbeit, schaute aber immer wieder durchs kleine Fenster auf die winterliche Strasse hinaus. Was aber sah er da? Da war ja nur der alte Hausknecht Stepanytsch von nebenan, der sich an die Hausmauer lehnte und in die steifen Hände hauchte. Es muss wohl heute kalt sein draussen. Ich muss ihn hereinholen und will ihm ein Glas Tee kochen. Und er tat so. – Später – es ging schon gegen Mittag – sah er eine alte, schlecht gekleidete Bauernfrau, ihr Kleines auf dem Arm, zitternd vor Kälte am Fenster vorübergehen. Ich muss sie hereinholen, dachte er. Sie hat ja so schlechte Kleider. Ich will ihr einen heissen Tee kochen, und meine Unterziehjacke und den alten Pelz für die Kleine soll sie

auch haben. Und er tat so. Gegen Abend – es dämmerte schon – kam grosser Lärm von der Strasse her. Und als er hinsah, gewahrte er eine alte Marktfrau, die einen kleinen Flegel ausschalt, der ihr einen Apfel aus dem Korb gestohlen hatte. Martin lief hinaus, sprach den beiden freundlich zu und schaute ihnen lächelnd nach, als sie sich, den Korb gemeinsam tragend, langsam in der Dämmerung entfernten. Das war ja gut so. Wo aber war denn Christus geblieben? Traurig legte er sich an diesem Abend zubette. Mitten in der Nacht aber hörte er eine Stimme, die ihm ins Ohr flüsterte:

«Martin, Martin, hast du mich nicht erkannt?»

»Wen?» fragte Martin.

«Mich», sagte die Stimme, «ich war es doch.»

Und aus der dunklen Ecke der Stube trat Stepanytsch, der Hausknecht, trat die Frau mit dem Kindchen, und auch die Markfrau ging mit dem Bauernbub an ihm vorüber, und alle verschwanden so leise, wie sie gekommen waren. Und Tolstoi schliesst die Erzählung mit den Worten: Da wurde dem Schuster klar, dass ihn sein Traum nicht getäuscht hatte: Der Heiland war heute wirklich zu ihm gekommen, und er selber war es gewesen, den er empfangen hatte.

Die behinderte Sprache Warum kann Martin immer noch nicht sprechen?

Von Peter Mattmüller

Das ist die bange Frage seiner Eltern, die uns ihr Kind zur Abklärung in die Sprachheilschule bringen. Seit Jahren haben sie, zuerst noch hoffend, dann aber mit zunehmender Sorge, auf das erste Wort von Martin gewartet. Nun ist der Knabe vor einem Monat fünf Jahre alt geworden, und immer noch ist er sprachlos, stumm. Warum ist das so?

Die Eltern berichten:

«Martin war von Anfang an anders als seine beiden Schwestern. Er lag wie verloren in seinem Bettchen. Nie hat er uns angeschaut, nie seine Händchen nach der Mutter ausgestreckt. Er hat auch nie gelächelt. Später, als er sitzen und dann auch gehen konnte, verfiel er immer häufiger in langandauernde, völlig sinnlose Bewegungsabläufe. Er wippte mit dem Körper hin und her, schlug die Handflächen aufeinander und lachte laut dazu. Martin hat auch nie gespielt, und auch in der Frühbetreuung vermochte das grosse, farbige Holzspielzeug sein Interesse nie zu wecken. Sobald er seiner ansichtig wurde, begann er zu weinen, und wollte man ihn zum Spielen nötigen, dann warf er alles will um sich. Seine Aufmerksamkeit galt und gilt bis heute ausschliesslich dem Wasserhahn, dem laufenden Wasser, den Schlüsseln, die man drehen kann und also all jenen Dingen, die sich in Bewegung setzen lassen. Bei diesen Tätigkeiten kann er unendlich lang verweilen, und macht man den Versuch, ihn darin zu unterbrechen, dann wird er zornig oder bricht in ein hilfloses Weinen aus. Von uns und seinen Schwestern nimmt er kaum Notiz. Er ist in unserer Familie wie ein Fremdling.»

Unsere Abklärung ergibt, dass Martin ein schwer wahrnehmungsgestörtes Kind ist, das die Entwicklungsphasen des ersten

halben Lebensjahres, die der Sprachentwicklung vorgeordnet sind, nicht durchlaufen konnte. Aus diesem Grunde vermochte er nicht aktiv in die Sprache einzutreten. Störungen dieser Art sind einer Behandlung zugänglich, wobei es wichtig ist, dass dieselbe früh, wenn möglich schon im ersten Lebensjahr erfolgt und fachgerecht vorgenommen wird. So wichtig es nun gerade für Kinder wie Martin ist, dass ihre Behinderung früh erkannt und fachkundig behandelt wird, so sehr bewegt uns im Zusammenhang unserer Beitragsreihe jene andere, in heilpädagogischen Kreisen eher selten gestellte Frage: Was ist es eigentlich um ein Kind, das während Jahren nicht zum ersten Wort zu finden vermag, dem das Reich der Sprache verschlossen bleibt, das über lange Zeit im Schweigen verharren muss?

Die Not des sprachlosen Kindes

Nie wird es dem unbehinderten Menschen möglich sein, sich ganz in die Lebenssituation eines Behinderten einzufühlen. Wer aber beruflich oder in der eigenen Familie vor die Aufgabe gestellt ist, ein behindertes Kind zu begleiten und zu betreuen, wird, wenn er von dieser Aufgabe nicht einfach überfordert ist, doch immer versuchen, sich dem Kinde anzunähern, sich in seine besondere Lage zu versetzen. Bei Kindern wie Martin kann dieser Nachvollzug dann ein Stück weit gelingen, wenn wir uns vergegenwärtigen, wie sehr das normale Kind in der Sprache und von der Sprache lebt, und in welcher entscheidender Weise sie auf seine Persönlichkeitsentwicklung einwirkt.

Nun neigen wir ja immer wieder dazu, die Sprache auf ihre Funktion als Kommunikationsmittel einzuschränken. Sprache ist aber